

Erzgebirgische Heimatblätter



Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Hauptchriftleitung: Siegfried Seidel, beide Buchholz i. Sa.

Ehrenfriedersdorf im Zeichen der Krippen-Ausstellung vom 17. bis 31. Januar 1937

Auch eine Karl-Stülpner-Ausstellung befindet sich zurzeit in Ehrenfriedersdorf.

Die Tageszeitungen des Erzgebirges berichten in Wort und Bild von der Ehrenfriedersdorfer Krippenausstellung. Da wollen auch wir nicht zurückstehen, die vielen tausend Leser unserer Heimatblätter von nah und fern aufzufordern, die alte Bergstadt an den Greifensteinen aufzusuchen, zu sehen und zu staunen, was alles hier an nachweihnachtlichen Freuden zu finden ist. Von der Krippenausstellung selbst wollen wir im Bilde nichts verraten, welche schöne Schnitzkünste hier zu finden sind. Damit würden wir manche Freude vorwegnehmen und das ist ja nicht der Zweck unserer heutigen Werbung, die wir gern für den Ehrenfriedersdorfer Krippenverein übernehmen wollen. Nach vierjähriger Pause veranstaltet der Ehrenfriedersdorfer Krippenverein diese Ausstellung im Saale des Ratskellers. Weihnachts-, Pyramiden- und Schnitz-Ausstellung — damit ist zunächst einmal gesagt, was der Besucher hier erwarten darf, aber neben den ausgezeichneten Weihnachtsbergen, prachtvollen Pyramiden und Leuchtern und kunstvollen Schnitzereien muß als besondere Sehenswürdigkeit doch vor allem der zirka 50 cm große mechanische Vereinsberg und die naturgetreue Nachbildung des vor kurzer Zeit wieder in Betrieb genommenen Erzbergwerkes auf dem „Sauberg“ erwähnt werden. Diese Ausstellung hat sich in bezug auf ihre wertvolle Beschickung durch die Vereinsmitglieder und auf ihre künstlerische Ausgestaltung jedenfalls würdig ihren Vorgängerinnen angeschlossen und somit erneut den Ruf Ehrenfriedersdorfs als Pflegestätte heimischer Volkskunst weit in Sachsens Gau getragen. — Nachdem die Weihnachtsglocken verstummt sind und ein neues Jahr seinen Anfang genommen hat, entfaltet sich noch einmal der berauschende Zauber einer seligen Weihnacht und erfüllt Herz und Seele der Beschauer dieser Ausstellung mit Freude und Glück. Da wird es sich keiner nehmen lassen,



Ein Ausschnitt der Karl-Stülpner-Ausstellung in Ehrenfriedersdorf.

diesem unserem Ruf Folge zu leisten. Obwohl von dieser Ausstellung vollkommen getrennt und ganz unabhängig davon, möchten wir an dieser Stelle auch darauf aufmerksam machen, daß in Ehrenfriedersdorf jetzt eine Karl-Stülpner-Ausstellung stattfindet. Die Leser unserer Erzgebirgischen Heimatblätter erinnern sich gewiß des reichillustrierten Stülpner-Romanes, den wir veröffentlicht haben und wir freuen uns, heute mitteilen zu können, daß dieser Roman und die mit ihm veröffentlichten Bilder Anregung gegeben haben, ein Schnitzwerk zu schaffen, welches in diesen Tagen in der Zeit vom 9. Januar bis vorläufig 31. Januar im Hotel „Deutscher Kaiser“ in Ehrenfriedersdorf ausgestellt ist. Der bekannte Ehrenfriedersdorfer Maler Klumpp hat in mühevoller Arbeit aus dem Leben Karl Stülpners Gruppen gefertigt, wie sie eben in unserem Stülpner-Roman dargestellt und erzählt worden sind. Das Ganze ist zusammengestellt unter einer erzgebirgischen Landschaft mit den Greifensteinen und im Hintergrund mit allen den Bergen und Wäldern, in denen der Raubschütz Karl Stülpner gelebt hat. Wir treffen hier all die bekannten

Personen wieder, die im Leben Stülpners eine so große Rolle gespielt haben, treffen ihn mit seinen Spießgesellen im Walde, treffen ihn aber auch, wie er friedliche Passanten von Wegelagerern befreit, wie er dem Förster entgegentritt, als er einem armen alten Holzweiblein den Korb zertritt, wir sehen, wie er das Schneiderlein über der Richopau durch die Luft wirbelt, und dann begegnen wir ihm wieder auf heimlichen Wegen der Liebe mit seiner Marie. Vor allem ist auch die Ehrenfriedersdorfer Schützenmühle dargestellt, in der ja Stülpner bei Hillig gewohnt hat. Auch die Szene vom gestörten Hochzeitstanz ist lebenswahr von den Künstler dargestellt worden. Schließlich finden wir auch all die Bilder aus der Soldatenezeit Stülp-



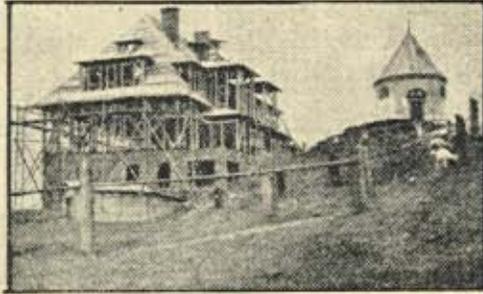
ners, sehen, wie er unter die Berber fiel, wie er seinen Korporal Stange rettet, treffen ihn dann in Ungarn, als er aus dem Turm steigt und über die Strickleiter seine Freiheit sucht. Auch aus seinem späteren Leben sind Bilder dargestellt, wie er in Sebastiansberg als Gastwirt tätig ist usw. Kurzum, das ganze Leben Karl Stülpners zieht an uns vorüber, wenn wir auch diese Ausstellung mit besuchen und das Werk des Ehrenfrieders-

dorfers Meisters in seiner schlichten und doch schönen Form betrachten. Wir spüren bei beiden Ausstellungen zugleich den uns Erzgebirglern innewohnenden Heimatsinn, unsere Motive zur schlicht-schönen Schnitzerei vor allem eben in der Heimat selbst zu suchen und aus ihrer Geschichte zu schürfen und immer Neues zu gestalten.

Zum Wiederaufbau des Unterkunftshauses auf dem Kupferhübel

Wenn auch das frohe Wandern über die Grenze nach dem Egerland wesentlich nachgelassen hat, so verfolgen wir Erzgebirgler doch mit großem Interesse all die Vorgänge und Erneuerungen jenseits der Grenze unseres sächsischen Erzgebirges. So sehen wir auch mit großem Interesse auf dem Kupferhübel ein neues Unterkunfts- haus entstehen und unter nebenstehen- des Bild zeigt einen Ausschnitt aus den fleißigen Bauarbeiten des ver- gangenen Jahres. Der Kupferhübel und sein gastfreies Haus haben ihre Geschichte und manch liebe Erinnerung von frohen Wandertagen, die uns zu ihm führten, wird bei uns lebendig, wenn wir ein wenig der Geschichte sei- ner Entstehung lauschen. Der Kupfer- hübel, der nach einem Aussprüche Alexanders von Humboldt zu den schön- sten Aussichtspunkten Mitteleuropas gehört, verdankt seinen Namen dem Bergbau, der hier schon im 15. Jahr- hundert urkundlich nachweisbar betrie- ben wurde und erst in der Mitte des vergangenen Jahrhunderts endgültig zum Stillstand kam. An das einstige bergbauliche Schaffen erinnern die am Abhange gelegenen Halden und der seit 1910 wieder zugänglich gemachte Stollen der Malachithöhle. Den Gipfel selbst ziert eine Rundkapelle, errichtet im Jahre 1674 von Julius Franz, Herzog zu Sachsen-Lauenburg, die Uni- versitätsprofessor Kaffian Hallaschka, Prag, im Jahre 1821 erneuern ließ. Unterhalb dieser Kapelle wurde 1873 von Johann Bergner ein Unterkunfts- haus errichtet, dem die Besitzer Vent, Fritsch, Schediwj und Reimund folg- ten. Am 4. April 1922 ging es in das Eigentum der Erzgebirgsvereine Raa- den, Komotau, Kupferberg, Preßnitz und Schmiedeberg über. Nach dem Brande am 26. April 1924 erstand ein neues Berghaus, das am 25. Juli 1925 eröffnet und später durch den Anbau einer Veranda vergrößert wurde. Viel zur Hebung des Besuches trug die im gleichen Jahre von der Bezirksverwaltungs- kommission Preßnitz- Weipert bis auf den Gipfel gebaute Straße bei. Am 11. März 1935 wurde das Unterkunfts- haus neuerdings ein Raub der Flammen und vollständig eingeeäschert.

Zwei Tage später, am 13. März 1935, trat der Wirtschaftsausschuß, bestehend aus den Vertretern der Besitzervereine, zusammen, um zu beraten, was nun geschehen solle. Gedrückt war die Stimmung der Versammelten ob des schweren Schicksals- schlaages, doch regte sich schon damals der Wunsch, aus Schutt und Asche ein neues Bergheim erstehen zu lassen. Skizzen und Entwürfe für ein neues Unterkunfts- haus lagen sehr bald vor.



Mei Kupprhübl!

(Lied von R. Illing.)

Of unnerm Erzgebirch is werlich schie;
 mr därf nár of'n Kupprhübl gieh,
 do sieht mr untre Hamet of en Blied,
 die schiene Aussicht hält en'n lang zerüed.
 — Du, Hübl, hast mir 'sch ageta!
 drim lang ich halt ze linge a:
 „Mei Kupprhübl, du schiene Hübl,
 du bist mir 's Liebste of dr Walt!“

Do ubn, do is mir alles gut bekaunt,
 — sah ich su nei in's weite, grüne Land,
 dort winkt mei Hametsort mir traulich zu;
 — wos is su trauf, mei Stadtl, als wie du?
 An ringsrim sieht un tramt dr Wald,
 — mir is 's als wenn's draus rauscht un schallt:
 „Mei Kupprhübl, du schiene Hübl,
 du bist mir 's Liebste of dr Walt!“

An kehrt mr ham amol weit von dr Raf,
 dann ward en'n vollr Freidüm's Herz racht haaf:
 — taucht do dar traufe Hübl plöhllich auf,
 dann reht's en Blied en'n wie verzaubert nau.
 — An aus dr Brust 's Fridnschraa:
 „O, weil ich dich nár wieder sah“,
 „Mei Kupprhübl, du schiene Hübl,
 du bist mir 's Liebste of dr Walt!“

Wenn mich dr liebe Gott emol tät fregn,
 wu se zr leh'n Ruh mich solln legn,
 Dann wár ich mit dr Antwort gleich bereit:
 „Halt nár von Kupprhübl nei gar weit!
 Dort, wu mr noch 's Kapelle sieht,
 dort fänd ich Ruh un ewign Fried.“
 „Mei Kupprhübl, du schiene Hübl,
 du bist mir 's Liebste of dr Walt!“

Nachdem auch der geldliche Aufwand im großen und ganzen sichergestellt worden war, wurde in der am 29. April 1936 in Kupferberg abgehaltenen Wirtschaftsausschußsitzung einstimmig beschlossen, den Bau an den Architekten Herrn Mag F. Ruehr in Badersam um den Betrag von 260 000 Kronen (einschließlich Handwerkerarbeiten) zu vergeben. Am 13. Mai 1936 fand die gewerbebehördliche Baukommission statt, worauf am 25. Mai die Arbeiten aufgenommen wurden. Trotz der ungünstigen Witterung waren sie am 8. August so weit gediehen, daß an diesem Tage der „Hebschmaus“ abgehalten werden konnte.

Abweichend von der Lage des alten Unterkunftshauses hat der neue Bau (23,90 Meter lang, 9,70 Meter breit) seine Hauptfront genau nach Süden, wodurch von den Gasträumen eine herrliche Aussicht auf das Mittelgebirge, Saazerland, Egertal mit Dup- pauer Gebirge, bzw. Keilberggebiet ge- boten ist. Durch die bis zu ihm füh- rende Straße und einige Wege ist das Unterkunfts- haus bequem zu erreichen, wobei noch zu bemerken ist, daß in- folge der veränderten Lage der Park- platz für Fahrzeuge bedeutend größer geworden ist. Die zwei Haupteingänge, je einer im Keller- und Erdgeschoß, sind auf der Nordseite. Der Neubau, im Stile einer Gebirgsbaude gehalten und dem Landschaftsbilde vortrefflich angepaßt, besteht aus dem massiven Un- tergeschoß, dem Erdgeschoß und dem im Dachstuhl eingebauten Obergeschoß. Das Untergeschoß besteht aus Roh- bausteinmauerwerk, wozu das Mate- rial verwendet wurde, das sich bei den Felsprengungen auf dem Baugrunde ergab. Erd- und Obergeschoß sind als Holzskelettbau mit doppelseitiger Hera-

klittisolierung und doppelseitiger Bretterverschalung ausgeführt. Das Steildach mit beiderseitiger Walmung ist mit kupferbraunem Eternitschiefer gedeckt. Im Erdgeschoß liegen die Gast- räume. Sie bestehen aus einem Gastzimmer von 78 m², einem weiteren Gastraum von 85 m², sowie einem kleineren Vereins- zimmer. Diese Räume stehen miteinander in unmittelbarer Verbindung. „Bauernstube“ und Gastzimmer lassen sich durch eine Klappwand in zwei Räume teilen und können bei größeren Veranstaltungen zu einem Raum vereinigt werden. Der Zutritt zu diesen Räumen erfolgt durch einen doppelten Verschluß des Hauseinganges über eine Diele mit Stiegenaufgang zum Ober- geschoß und Kellerabgang zur Garderobe. Von der Diele aus erfolgt der Zugang zu den Fremdenzimmern und zum Massen- lager im Obergeschoß. Das Obergeschoß enthält vier gegen

Süden und drei gegen Norden gerichtete 1- bis 4-bettige Fremdenzimmer, eine getrennte Abortanlage und 2 große Boderräume für Massentlager. Der oberhalb der Fremdenzimmer vorhandene reichliche Dachraum unter dem Steildache kann gegebenenfalls zur Vermehrung der Fremdenzimmer und Erweiterung des Massentlagers verwendet werden.

Die Wirtschaftsräume im Untergeschoß sind in einem massiven Gehäuse, mit einer Eisenbetondecke abgedeckt und mit dem Erdgeschoß durch eine geräumige Stiege und durch einen Speisenaufzug verbunden. Sie bestehen aus einer großen Küche (38 m²)

fülle geleisteter Arbeit, einer Arbeit, die trotz großer Schwierigkeiten vom Wirtschaftsausschusse, vor allem von seinem rastlosen Obmanne, Herrn Mühlensel, Norbert Müller, und Herrn Rotar Dr. Julius Geppert (beide E. B. Kaaden), in selbstloser Weise vollbracht wurde. In nicht weniger als 30 Wirtschaftsausschusssitzungen wurde für die Erreichung des hehren Zieles gearbeitet. weit zahlreicher aber noch sind die nebenher laufenden Verhandlungen der genannten Herren und auch anderer Mitglieder des Wirtschaftsausschusses gewesen. Edlem Opferfinne und zäher Arbeit ist es zu danken, daß nunmehr vom „Hübel“ das neue Unter-



Die Reichspost sorgt für die Gebirgsbewohner

Bild: Photobaus
Wenzel, Arummbübel

In schwierigem Gebirgs Gelände, wo Landkraftpostwagen nicht eingesetzt werden können, ist der Landzusteller auch heute noch der regelmäßige Verbindungsmanu zwischen den Landbewohnern und der Außenwelt. Regelmäßig sucht er, ohne Rücksicht auf Witterungs-umbilden, die einsamsten Wohnstätten auf — ein zuverlässiger und gern geheimer Helfer der Landbevölkerung. Das beifstehende Bild zeigt einen Landzusteller auf dem Wege zur Schneekoppe. Bei günstigen Schneeverhältnissen erleichtern ihm Schneeschuhe den anstrengenden Dienst. — Das Bild ist dem schmucken und reich illustrierten Kalender 1937 der deutschen Reichspost entnommen.

Speise-, Bier-, Wein- und Eiskeller, aus einem Raum für den Kessel der Dampfheizungsanlage und einer Waschküche. Für den Wirt sind an diese Wirtschaftsräume zwei Wohnräume angeschlossen. An der Nordseite liegt der zweite Haupteingang mit Vorraum, Garderobe, Vorplatz und Stiegenaufgang. Durch die unmittelbare Verbindung des Neubaus mit den Kellern des alten Unterkunftshauses stehen entsprechend große Vorratsräume für Kohle und Holz zur Verfügung. Die Räume werden mittels Zentraldampfheizung geheizt. Trink- und Kuchwasser wird aus einem nahe gelegenen Brunnen bezogen. Gegen Blitzschlag ist das Gebäude durch eine entsprechende Anlage gesichert. Eine Neuerung gegenüber dem alten Unterkunftsbaus bedeutet auch die offene Terrasse auf der Südseite des Objektes; da diese Terrasse durch das Gebäude gegen Nordwinde geschützt ist, dürfte hier an Sommertagen eine herrliche Sitzgelegenheit geboten sein.

Blicken wir auf die letzten 20 Monate zurück, d. i. auf die Zeit seit dem Brande des Unterkunftshauses, so sehen wir eine

kunftshaus grüßt. Der neue Bergwirt, Herr Anton Voos aus Böhmisches-Wiesenthal, dem ein guter Ruf vorausgeht, hat die Betreuung des Bergheimes übernommen. Allen, die in irgend einer Form beigetragen haben, diesen Bau zu fördern und dadurch gleichzeitig mitgeholfen haben, die herrschende Arbeitslosigkeit wenigstens etwas zu lindern, ferner allen wertvollen Mitarbeitern beim Wiederaufbau sei an dieser Stelle herzlichst gedankt. Möge ein glücklicher Stern über dem neuen Bergheime walten! Du aber, lieber Wanderer und Bergfreund, lenke deine Schritte recht oft zu ihm, wo du dich, wohl geborgen in seinen gastlichen Räumen, des herrlichen Blickes auf das ferne Mittelgebirge, die gelegenen Fluren des Saazerlandes und Egertales und die mächtigen Duppauerberge freuen kannst! — Berg-Heli!

(Quellen: Kupferhübelheft der „Erz.-Sta.“ Dezember 1925. Verhandlungsschriften des B. V. Technische Beschreibung des Kupferhübel-Unterkunftsbaus von Architekt Baumeister Mag. F. Ruchr, Roderham.)

5 Erdteile ♦ 5 Schicksale

(2. Fortsetzung.)

Und während der Regen rauschte . . .

Gegen Abend fing es an zu regnen. Doch diesmal murrte ich nicht gegen das nasse Himmels Geschenk, ohne das Mensch und Pflanze der Insel elend verkommen müßten. Wir saßen auf der geschützten Veranda. Und während der Regen rauschte und der schwarze Tom, dessen Großeltern noch Sklaven gewesen waren, mit einer Schnitzarbeit beschäftigt am Boden kauerte, rauchten wir, und mein Gastgeber erzählte. Er hieß Bäumler und war Bürger der Vereinigten Staaten. Darum auch wurde er auf der Insel geduldet, denn die Bermudas sind ein wichtiger Flottenstützpunkt der Engländer, und wir befanden uns kurz nach dem Weltkrieg. Zwei Jahre bereits hielt sich Bäumler auf der Insel auf. Wie Dasoos Robinson hatte auch er nicht so gleich seinen „Freitag“. Er war allein gekommen und bewohnte zunächst ein Zelt. Eines Nachts erwachte er durch ein furchtbares Getöse. Ein Orkan wütete; die entfesselten Elemente hatten das Zelt einfach weggefegt; es schwamm bereits irgendwo auf dem Ozean. Bäumler mußte nun tagelang unter freiem Himmel haufen. Mit dem ersten Boot, das vorbeigefahren kam, verließ er die Insel. Aber nur auf zwei Tage. Er kam in Begleitung des Negers zurück, und die beiden brachten eine ganze Ladung Baumaterial mit. Bald erstand das Haus. Es war natürlich nicht gleich so wohnlich wie jetzt. Und dann wurde fleißig gepflanzt. Ich brauchte Bäumler nicht zu fragen, ob dieses Robinson-Dasein ihn befriedigte. Jedes seiner Worte verriet es deutlich. Von seinem früheren Leben sprach er nicht, und es stand mir nicht zu, ihn auszuforschen.

Ungewollte Entdeckung und Abschied.

Es war am letzten Tage meines Aufenthaltes auf der Insel. Ich befand mich allein im großen Wohnraum des Bungalows und griff nach einem der Bücher des Hausherrn. Es war ein deutscher Theater Almanach, in den Vereinigten Staaten vor Jahren erschienen. Das erste, was ich darin sah, war ein Bild Bäumlers, obgleich ein anderer Name darunter stand. Ich fand noch verschiedene Aufnahmen von ihm, alle in Maske und Kostüm. Bilder und Text verrieten, daß Bäumler kein unbedeutender Schauspieler gewesen sein dürfte. Ich hörte Schritte und legte eilig das Buch auf seinen Platz zurück.

Nachmittags kam das Boot, das mich auf Mainland bringen sollte. Bäumler und Tom gaben mir das Geleit bis zum Anlegeplatz. Ein langer Händedruck, dann stand ich an Bord des kleinen Fahrzeuges. Bäumler rief noch etwas, doch der Lärm des Motors übertönte seine Stimme.

Er winkte mir noch lange Abschied und ich winkte zurück. Der Seewind fuhr kräftig durch sein ergrautes Haar; mit einer großartigen Geste strich er es zurück. Das war das Letzte, was ich von dem alten Mimen sah.

Der „Zauberlehrling“ von Melbourne.

Wo man mit den Hühnern schlafen geht.

Nach dem Aufenthalt in Sidney war Melbourne eine Enttäuschung. Nicht als ob die große Stadt am Port Phillip nichts Sehenswertes böte. Im Gegenteil, wie alle Orte, die im Laufe weniger Jahrzehnte von einer unbedeutenden Siedlung zu einer riesigen Stadt emporstiegen, strömt es von herrlichen, modernen Bauten, prachtvollen Straßen, eleganten, teuren Läden, gepflegten Parkanlagen und entzückenden Vororten.

Aber die Stadt an den beiden Ufern des Yarra-Flusses ist steif und vornehm bis zur Langweile. In Melbourne müßte man sich nicht. Zumindest gewinnt der Fremde diesen Eindruck. Polizeistunde ist um sechs Uhr — nicht etwa morgens, sondern um sechs Uhr nachmittags!

Ich schlenderte die Bourke-Street, Melbournes Hauptstraße entlang. Es war ein schöner Sommertag und kurz nach Geschäftsschluß. Eine riesige Menne gutgekleideter Männer und

Begegnungen mit deutschen Männern in fernen Ländern / Ein Erlebnisbericht von Andreas Polher.

Copyright by Verlag Presse-Tagesdienst, Berlin W 35

Frauen wälzte sich an mir vorbei; die meisten trachteten dem Bahnhof zu, um von dort den Strand oder ihr Heim in einem der netten Vororte zu gewinnen.

Ich war vor einem Schaufenster stehen geblieben und betrachtete die gediegenen Anzüge, die, aus der Wolle australischer Schafe in Melbourne zu Garn versponnen und zu Stoffen verarbeitet, auch hier angefertigt wurden, als mir ein Mann etwas geheimnisvoll zuflüsterte. Es war ein kleiner Zettel mit der markt-schreierischen Anzeige irgendeines Kurpfuschers. Konnte man dem gedruckten Zettel glauben, so vermochte der „amerikanische Wunderdoktor“ selbst Tote zum Leben zu erwecken.

Nur in Melbourne, der Stadt mit der frühesten Polizeistunde der Welt, konnte mir der groteske Einfall kommen, als Zeitvertreib einen Wunderdoktor, der laut seiner Ankündigung „alle bekannten und unbekannt Krankheiten mit Garantie heilt,“ zu konsultieren.

Der Wundermann wohnte in einer Nebenstraße der vornehmen St. Kilda-Road, eines außerordentlich breiten Boulevards. Nur ein kleines, bescheidenes Namensschild neben dem Haustor verkündete seine Anwesenheit.

Ein merkwürdiges Wartezimmer.

In einem schlicht eingerichteten kleinen Vorraum empfing mich eine junge Dame. Sie trug meinen Namen in ein Buch ein, und ich mußte zehn Schilling im voraus entrichten. Ich war in jeder Beziehung enttäuscht, denn ich hatte mir den Empfang bei einem Wunderdoktor bedeutend weniger nüchtern und sachlich vorgestellt. Nachdem die hübsche Dame das Geld in Empfang genommen und in der Tischlade verwahrt hatte, öffnete sie mir eine Tür.

Obgleich in dem Raum, den ich nun betrat, vielleicht hundert Menschen warteten, empfand ich keine Enttäuschung mehr. Bei Gott, es war das seltsamste Wartezimmer, das ich jemals im Leben sah. Auf den ersten Blick schien dieser fensterlose Raum von ungeheurem Ausmaß; erst bei genauerer Betrachtung gewahrte man, daß dieser Eindruck durch geschickt angebrachte riesige Spiegel erweckt wurde.

Auch konnte ich mich überzeugen, daß in Wirklichkeit nicht einmal ein Duzend Menschen zugegen waren; all die übrigen „Anwesenden“ waren deren Spiegelbilder. In dem Raum, der von unsichtbaren Leuchtkörpern matt erhellt wurde, roch es nach irgendeinem orientalischen Räucherzeug, das einem zunächst den Atem nahm, aber an das man sich rasch gewöhnte. Es übte dann eine ausgesprochen beruhigende Wirkung aus.

Ueber einer dunklen Samtportiere leuchtete plötzlich ein Transparent auf: „Treten Sie bitte ein!“

Eine ältere Dame, mit einer handgroßen, vielleicht falschen Brillantbroche an der Brust, erhob sich und verschwand hinter dem schwarzen Samtvorhang.

Es dauerte über eine Stunde, ehe an mich, der ich anstehend der letzte Patient war, an die Reihe kam. Ich hatte mir bis dahin, da der Warteraum keine Lektüre enthielt, mit Grimassen schneiden die Zeit vertrieben, das meine zahlreichen Spiegelbilder getreu wiedergaben. Mein Nachbar, ein junger, sturbehast gekleideter Herr, erkundigte sich mit Mitleid, ob ich sehr große Schmerzen hätte. Ich nickte nur stumm und machte eine noch fürchterlichere Frage. Es ist geradezu überraschend, wie kindisch und albern ein erwachsener Mensch sich benehmen kann, wenn ihn die Langeweile plagt. Der unbekannte „Leidensgenosse“ hatte mich auf eine Idee gebracht.

Der Zauberer. . .

Das Sprechzimmer des Wunderdoktors übertraf meine kühnsten Erwartungen. Es war die reinste Hexenküche. Das erste, was das Auge wahrte, waren fantastische Apparate mit blau, tiefrot, schwefelgelb und bissig-grün leuchtenden elektrischen Birnen. In der Mitte des beinahe quadratischen Raumes befand sich ein gepolsterter Sessel, er sah ungefähr aus wie der

Operationsstuhl eines mystikliebenden Zahnarztes, der Lichtkegel eines an der Decke angebrachten Scheinwerfers fiel 'entrecht' auf den Stuhl.

Noch ganz benommen stand ich in der Tür des wunderbaren Kabinetts, in dem es leise nach Orgelmusik klang, als plötzlich der unsichtbare Lautsprecher verstummte und ich eine tiefe, ölige Stimme vernahm, die den Wortlaut des Transparents aus dem Wartezimmer wiederholte: „Treten Sie bitte ein!“

Erst jetzt erblickte ich den Wunderdoktor. Er trug einen roten Seidenmantel, einen schwarzen Bart und eine große Hornbrille. Er erinnerte mich an den Swengali des einst viel gespielten Schauerdramas „Trilby“.

„Nun, was fehlt Ihnen?“ fragte der Wunderarzt nach einem raschen sehr eindringlichen Blick auf mich.

Ich schnitt eine Grimasse und stöhnte: „Fürchterliches Reizen im ganzen Gesicht. . .!“ Und, um es zu bekräftigen, verzerrte ich erneut meine Züge. Ich war überzeugt, in diesem Augenblick äußerst bemitleidenswert auszusehen. Und darum war ich sehr indigniert, als der Magier im roten Seidenmantel in ein lautes Gelächter ausbrach. Doch ebenso plötzlich verstummte er. Seine Augen funkelten böse, als er mich anherrschte: „Sie sind ein Spion und meine Feinde schicken Sie, um mich hereinzulügen!“

Mit reinem Gewissen bestritt ich es. Da er an meiner Aussprache den Fremden erkannte, beruhigte er sich allmählich. Doch sein Mißtrauen war nicht ganz gewichen. Nach einem erneuten prüfenden Blick forderte er mich auf, ihm zu folgen. Denn das Kabinett, in dem wir uns befanden, war, wie er mit bewundernswürdiger Offenheit gestand, nur für die Dummen da. Er drückte sich zwar etwas weniger kraß aus, aber das war der Sinn seiner Worte.

Der anschließende, bedeutend kleinere Raum unterschied sich nur wenig von dem Sprechzimmer irgendeines beliebigen Arztes. In ihm befand sich ein jüngerer Herr in schlichtem, weißem Mantel. Das erste, was mir an ihm auffiel, waren die Schnitte an seiner Bärde. Der Wunderdoktor trat zu ihm und murmelte ein paar leise Worte. Ich konnte sie vernehmen. „Sehen Sie sich mal diesen Kerl an, ich glaube, er schwindelt. . .“, lauteten die in deutscher Sprache geflüsterten Worte.

. . . und sein Famulus.

Der junge Mann im weißen Kittel kam auf mich zu. Er machte einen recht sympathischen Eindruck. Ich verlor plötzlich die Lust, den Scherz weiterzutreiben. Mit wenigen Worten bekannte ich Farbe. Im Gegensatz zu dem Wunderdoktor, der anscheinend wenig Sinn für ähnliche Späße hatte, zeigte sich sein Assistent sehr erheitert. Auf deutsch, doch mit einem starken slawischen Akzent ließ der Wunderdoktor seinen Groll über mich ergehen. Der Assistent, der sich als ein Dr. Schulze zu erkennen gab, zog mich wortlos aus dem Sprechzimmer. Draußen im Vorraum meinte er: „Wenn Sie einen Augenblick warten, will ich Sie gerne begleiten. . . Die Sprechstunde ist ja bereits zu Ende.“

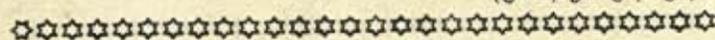
Wenige Minuten später verließen wir gemeinsam das Haus. Mein Begleiter war anscheinend der Meinung, daß er mir eine Erklärung schuldete, denn unaufgefordert begann er: „Mein Chef ist, trotz seines Arztdiploms, das er vor vielen Jahren in seiner russischen Heimat zweifellos erworben hat, ein blutiger Scharlatan. Seinen Patienten gegenüber verschweigt er wohlweislich, daß er ein „studierter“ Mediziner ist. Denn Ärzte gibt es schließlich viele hunderte in Melbourne, aber „Wunderdoktors“ nur einen!“

„Solange in den Menschen der Glaube an Wunder leben wird, wird es auch immer Wunderdoktoren geben!“ glaubte ich bemerken zu müssen.

„Mit Wartezimmern wie aus einem Lunapark und Ordinationsräumen mit fantastischem Kinderspielzeug“, rief ironisch Dr. Schulze, und ein wenig bitter fuhr er fort: „Aber schließlich ist es noch immer besser, der Famulus eines Zauberers zu sein, als zu verhungern. . . und in sechs Monaten, wenn ich meine letzte Prüfung hinter mir habe, verschwinde ich.“ Schulze schrieb eine Weile, dann fragte er mich, ob ich Lust hätte, ihn zu besu-

chen. Ich nahm die Einladung dankend an und wir lenkten unsere Schritte dem Bahnhof in der Flinders-Street zu.

(Fortsetzung folgt.)



Dos gestörte Heiligohmdaffen

Eine wahre Begebenheit aus dem Kaschauer Grund.

Schie lang vir Weihnacht wurn nu de alten Erbstück aufgetrogn un hargericht, doß ze Weihnacht alles in Lot is. Dr Karl hulet nu ah von öbern Budn de alte Peremett, wos e Erbstück is von Urrurgroßvater, runner un fing a azerichten. Do wur neier Docht eigezugn in de Lample, dr Drack rogebloßn, wieder e wing agestrichen, wenn ah de Zaumstangle esu did warn fast wie e Finger von dan vielen A'streichn. Mit en Tuch! zugedeckt wur sa wieder auf'n Budn getrogn, doß se zen heiligen Ohmd bluß nei in dr grußn Stub brauchet geschafft warn un Del eigeschütt't. In dr Kuch' war nu de Eck aufgebaut, doß schie en Tog virn heiligen Ohmd alles fertig war. Immer schu wollt dr Karl ewing bewaglich Zeig neischaffn. Auf dan Barg hat 'r ene Christgeburt neigebaut; de drei Weisen kame dr Stroß harmarschier, dreihn sich rim, vrbeigetn sich vir dr Christi-Geburt, dreihn sich wieder nim un machetn dr Stroß wieder nei, bis se auf dr annern Seit wieder rauskame. De Schof un de Hirtin warn auf dan ganzn Barg vrtält un de Gagd war natürlich ah miet vrtaten, Reh un Hirsch mit Gager warn miet aufgestellt. Ueber de Schof un Hirtin kam dr Engel vom Himmel runner un machet auf un nieder. Dr Karl wollt aber dr igiten Zeit entsprachnd ewing wos Reies drauf hobn un hot e Kodelbah' miet neigebaut. Do fausein nu de Määd un Gunge mit'n Schlietn immer ne Borg runner, bis se ubn wieder rauskame.

Wie 'r fertig war mit baue, hot 'r emol dos Giehwart aufgezugn un wollt emol sahe, wie's ging. 's mocht alles sei, bluß de Kodelbah' ging ze laut. De Määd un Gunge mit'n Schlietn sei richtig in dr Luft ringeslochn, doß 'r sig wieder o'stella mußt, 'r mußt e Aendering viraamme. Drweile war obr a dr letzte Tog vir'n heiligen-Ohmd rakomme. Do wur nu schnell noch 's Lannereisig in dr Eck neigenahlt un Pfafferkuchn un Rüss' nagehängt, de Dellample aufgesteckt un Del eigeschütt't. Dr heilige Ohmd kam nu ra un de Määd schöletn un riebn de Ardeppeln, sei Fraa machet de Kließ. De Pfann mit dr Gans schtant schie fertig of'n Ufn. Gewöhnlich wur in dr Kuch' gassn, oder zen heiligen-Ohmd wur in dr Schtub aufgetrogn un gassen. Eh' 's Affen lusging wur de Peremett agezundn un fauset nu immering. In dr Kuch' wur dr Barg aufgezugn un de Lample a'gezünd't. De Ruschelei un dos annere ging lus. —

Se seketn sich nu zun Affen na an Tisch, sei Fraa tat baten un 's Affen ging lus, se hattn alle tüchtign Hunger.

Wie se nu bal' fertig warn mit Affen, hot's immer ewing lomisch gerochen un geknospert. De äne Maad saht, 's riecht un knospern nu esu, wos sell da dos sei, oder dr Karl saht, du hast ah egal ewos azebränge. Dos Knospern wur aber immer stärker un sei Fraa saht, ick will ner emol noochsahe, wos dos is, machet de Ruchntür auf un gucket naus. Do tat se ah lang en grußn Quieteris un blöket „Dr Barg brennt!“ Nu wur dr Karl geläufig, machet naus in dr Kuch' un suchet Wasser. 'r drwischt nu geleich dan Kließbrühtopp un pelzet nu de Kließbrüh' nauf auf'n Barg. Dos Bark aber hielt net auf un de Ruschelei ging weiter. Nu war'n aber ah noch e paar Kließ in dn Topp aewasen, die hat's natürlich ah miet naufgeschadert, e paar hattn sich auf dr Kodelbahn gemacht un fausetn miet hinnewieder, ener ah ze drei Könign un machet dr Stroß miet nimm. Dr ganze Barg soog aus wie e Eisbarg, überol hinge de Zappn runner. De ganze Kuch' war voller Qualm un soog kuhmoornschwarz un ne Karl sei Fraa un de Määd hat's ah miet schwarz geraachert.

Dr heilige Ohmd un de Feiertog war'n nu verdorbn, se hobn nu geleich de Kuch' ausgereimt un am erstn Feiertog früh hot dr Moler de Kuch' geleich wieder ausgewisn, aber von Barg war nicht meh' ze sahe, dar war wag.

De Kließbrüh war aber doch e gutes Löschmittel. —

Spuk im Erzgebirge / Von Karl Robert Popp

Wir wohnten auf einem Berg, mitten in einem der waldreichsten Teile des „grünen Meeres“. Herrlich und schrecklich zugleich war es für uns Kinder, wenn die Herbststürme das Haus umheulten. Dann schlichen wir hinunter in den hölzernen Vorbau, der die eigentliche Haustür schützte und in allen Fugen zitterte. Durch eine Lücke sahen wir von dort aus die Dachziegel in die Luft wirbeln und einmal sogar ein Gartenhäuschen in der Nähe, von der Gewalt des Sturmes aus den Fugen gerissen, polternd talabwärts stürzen. Am herrlichsten und zugleich am gruseligsten war es aber an den langen Winterabenden. Da kam mehrmals in der Woche eine ältere Frau zu Besuch, „hugen“ sagte sie. Die war mit allen Geistern und Gespenstern der Wälder und Schächte auf Du und Du. Dann rückten wir unsere „Hischen“ im Halbkreis um den Klöppelsack der Alten und lauschten wie die Mäuschen. Einmal erzählte sie uns von der „Winselmutter“, einem weißen, dreibeinigen Hund, dessen nächtliches Geheul den Tod ankündigt. Kurze

mal in einer Mondnacht durch einen düsteren Fichtenwald, unterbrochen von Felsen und Gestrüpp, zu gehen. Zwischen den schwarzen Stämmen geistert das Mondlicht, belebt hier und da einen weißlich schimmernden Stein, einen seltsam geformten Knorren, und in dem laftenden Schweigen wird ein knackerndes Ast oder das Geräusch eines aufgeschreckten Tieres zum unheimlichen Laut.

Der Erzgebirgler ist seinem ganzen Wesen nach durchaus aufgeschlossen für das Rätselhafte, Unheimliche. Dazu kommt noch die Sitte des „Huzengehens“: Am Abend trifft man sich in dem oder jenem Hause zu einem gemütlichen Beisammensein an der warmen „Ufnbank“. Wenigstens war es so. Die Männer qualmten, die Frauen klöppelten, und meistens wurden dabei allerhand unheimliche Geschichten zum besten gegeben. Natürlich kamen dann die Besucher allmählich in eine aus Gruseln und behaglichem Zuhören gemischte Stimmung hinein. Kein Wunder, wenn auf dem nächtlichen Heimweg der oder jener „etwas sah“



Das Hexenaustrreiben bei den Sudetendeutschen

(Einosschnitt von Ragimund Reimesch [Seite 11])

Uralte Winterbräuche haben sich bei den Auslandsdeutschen erhalten. Unser Bild zeigt die Vorgänge in einer Egerländer Gemeinde. Der alte Brauch des Hexenaustrreibens in den Rauhnächten zwischen Weihnachten und Heilig-Drei-König beruht auf der Vorstellung, daß in diesen seit uralter Zeit bedeutungsvollen Tagen u. Nächten die Unholde, die bösen Geister (später Hexen genannt) besonders gefährlich wirken, wenn man nicht durch „Heidenlärm“, Peitschen, Klaffen, Schließen, fromme Lieder abfangen, ihnen entgegen zu wirken versucht. Da aber das Aus-dem-Dorf-Peitschen von Geistern nicht genug Spass macht, haben sich die Burschen lustigere Objekte ausgelucht. Der ältere Mann, der die Peise rauchend an seinem Zaun lehnt, scheint über diese Gleichsetzung von Hexen-Mädchen erfreut, ein wissendes Mädchen läßt den Chemann erkennen . . .

Zeit darauf wurde ich nachts von einem durchdringenden Heulen geweckt und schlich bebend hin zum Fenster. Da sah ich im Mondlicht den Gespensterhund stehen. Zahl erglänzte sein Fell, und das vierte Bein fehlte. Wieder begann er zu heulen, und nun gab es kein Halten mehr. Die Haare standen mir zu Berge, und ich flüchtete in die schützende Wärme meines Bettes. Unter der Decke aber stand ich die erste Todesangst meines zehnjährigen Lebens aus, und ich begann verzweifelt zu beten, bis endlich der Schlaf des Kindes über die Furcht siegte. Erst am anderen Tag kam die Erlösung in Gestalt eines Bauern, dem sein Spitz entlaufen war, und der bei uns nachfragte. Der Gespensterglaube war aber damit noch lange nicht abgetan, und ich entsinne mich, daß wir sogar als „aufgeklärte“ Sekundaner einmal den weiten Weg nach Grünhain machten, wo um Mitternacht die Winselmutter auf der alten Klostermauer sitzen u. hinunter in die Wasser des Fischbaches winseln sollte. Einer von uns war mit dem Forstmeister, von dessen Wohnung aus der Zutritt zum alten Klostergarten möglich war, auf Freund. Am Mitternacht trafen sich dann vor den Fenstern drei Helden, die sich vor lauter Männlichkeit gegenseitig in überheblichen Worten u. übertrumpften Luchten und innerlich alle drei leise bebten. Vorsichtig — wer konnte denn wissen! — schlichen wir hin zu unserem „Anstand“. Die Geisterstunde verstrich, aber wir sahen nichts. Wahrscheinlich geisterte die Winselmutter gerade in dieser Nacht am Oswaldsbach.

Nun laßt aber nicht zu sehr, ihr auf- und obaefärten Stadtmenschen, die ihr den Raufen ausweicht, von einem Streichholz nicht dreimal Feuer nehmt. Glückspuppen in die Autos hängen und tagsüber einigemal auf Holz klopfend ein „tol-toi-toi“ vor euch hinhimmeln! Ihr solltet erst einmal in mitternächtiger Stunde allein einen Gang durch die einsamen Wälder des Erzgebirges machen! Denn sicherlich hängen es mit dem landschaftlichen Charakter des Erzgebirges zusammen, daß sich gerade dort eine ganze Welt von Sagengestalten und Gespensterglauben gebildet hat. Um das einzusehen, braucht man — wie gesagt — nur ein-

oder vielmehr zu sehen glaubte! Ein im Dunkeln leuchtender fauler Stamm, funkelnde Tieraugen, ja, selbst weggeronnenes Porzellan wurden dann zu unheimlichen Wesen. So mögen sich vielleicht Erzählungen, wie die vom Wiesenthaler Fleischer, erklären. Im Jahre 1655 hatte ein Fleischer aus Wiesenthal, der von seinem Heimatort nach Eiterlein wanderte, eine unheimliche Begegnung. Auf einer Pflanzung im Walde trat ihm ein schreckliches Gespenst in den Weg, das trug um den Leib eine Kette von Totenköpfen, hatte glühende Augen und ließ eine feurige Zunge aus dem weit aufgerissenen Mund hängen. In furchtbarem Entsetzen wandte sich der Fleischer zur Flucht, aber das Phantom blieb ihm auf den Fersen und verschwand erst im Wohnzimmer des Fleischers, nachdem dieser Licht gemacht hatte. Unendlich reich ist das Erzgebirge an Erzählungen und Sagen dieser Art! Da gibt es z. B. eine Menge Gespensterorte: So das blaue Licht im Schieferbruch bei Jügel, der Wasserteufel in Gottesgab, der Otternkönig beim Hohen Kreuz zu Grünhain, das heulende Wasser von Eiterlein, das gespenstliche Licht am Leichenstein zu Breitenbrunn, der spukhafte Schwam im Schwarzwasser bei Schwarzenberg, der Geistergesang in Wittenau oder der kostlose Reiter bei Bernsbach. Allgemein verbreitet ist der Glaube an Drachen, Berggeister (besonders das „Graamannel“), Neuaufstel, Ho/weibchen, Waldgeister, Hexen, Kobolde, Gespensterhunde, Teufel, Bismutritter etc.

Meine Braut hörte sich lachend diese Erzählungen an und drängte gleich bei ihren ersten Besuchen im Erzgebirge auf einen nächtlichen Gang in die Berge. Schließlich einigten sich mein Vater und ich auf einen bestimmten Weg. Und siehe da: Die wackere Leitzgerin „forcht sich net“, ging unbekümmert an einer weißgestrichenen Friedhofmauer vorüber, achtete nicht der Schatten und Geräusche des raffiniert herausgeluchten Weges. Und doch spielte das Mondlicht einmal so seltsam um eine abenteuerlich verkrüppelte Birke, die inmitten finsterner Fichten stand, daß ich meinen Arm einen Augenblick lang mit geradezu eisernem Griff erfaßt fühlte. Mein Vater war indessen von dem Ergebnis

des Ganges durchaus nicht erbaut und löste die Gesehsterfrage auf seine Art. Er gab dem Gärtner ein angemessenes Trintgeld und beauftragte ihn, sich in der kommenden Nacht am Rande des sogenannten Hirschschädels, einer kleinen, auf dem Berggipfel liegenden Waldwiese, zu verbergen und auf uns zu warten. Sobald wir in Sicht kämen, sollte er sich ein weißes Nachthemd (wurde geliefert) anziehen, aus dem Walde herauschreiten, mit langsamen, feierlichen Bewegungen auf uns zukommen und dabei fortwährend mit hohler Stimme „buh-buh-buh“ rufen. Leider hatten wir Wind von dem Geheimnis bekommen, und

das brachte uns von vornherein um das erhoffte Grufeln. Als wir aber an dem bewussten Spätabend mühsam etwa die halbe Höhe des Berges erklimmen hatten, kam uns eine weiße Gestalt aufgeregt entgegengekommen. Schon von weitem rief sie: „Harr Dokter, Harr Dokter!! Sei Sie's?!“ — Es war unser Gärtner. Der Brave hatte sich in der Einsamkeit, angetan mit einem weißen Nachthemd, fürchtbar vor sich selber gefürchtet. Als er zudem noch probeweise einmal vor sich hin-buhete, da hatte ihn völlig das Graufen gepackt, und er rannte bergabwärts, als sei das gesamte wilde Heer hinter ihm.

Nooch'n Feierohtm

Alles kimmt nei in de Zeitung

Jeds Kind will a Bot hom, esu haßt's allamol, wenn de Hewamm en Bevatterbrief ens Haus brängt. Gerod esu saht aa es dicta Hausstüpfel, wie se vun ihrn Freind, en Lusgusch'n-Alwin, en Bevatterbrief geschickt kriechet. Se hat enna tüchtige Frad drierer, wenn se aa mit'n Alwin schie a paarmol zammgerotn war. Dar hat namlich vor a paar Gahrn amol vun Rosel a schiene erzgebirgische Geschicht in dr Obererzgebirgischen Zeitung sehn losen, un do hot'n off Zeiten emol de Mass' gegeist, wenn'r huch'n kam. Mit dan Bevatterbrief hat sich dr Alwin bei'n Rosel wieder a weng eigekragt.

Dr ganzn Bock fir dar Kindtasel hat de Rosel ihrn Drosch. Se hat sich arsch't a neis Kläd zamgeschnaidert. Se wollt doch a weng ostach'n vun die andern, zumol noch Bevattern vun dr Chamber Gegnd drunten rauf drbei warn. Ihr schwarz Büwilköppl hat sa en Balwier frisiern lassen, deß sa ausah' tat, wie a rachta schiena Pupp'. Ihr Mah, dr Paul, hat selber sei Frad drierer, wie ar en Sunntig mittag sei Weibl aguckt, wie se ball fartig mit Azieh' war. Nu kemmt aber es Schänsta. Alles war fartig agezung. De Kinner standen schie unner dr Haustür und guckten, ob de Kindtasel noch net kam. Dr Paul hat sei Schönrock nagezwengt un 's Rosel hat de Schuh' noch agezieh. Wie se aber unner dr Ufnbant nolangt un wollt sa virzieh, do is sa ball uhm nausgefahrn; do stand doch bluß ä Schuh drunter. „Nu, wu is dar andera“, lamentieret es Rosel. Ihr Mah mußt sei Schöb' wieder auszieh' un mit such'n halsen. Jeds Winkela wur durchgestöbert, onnern Sofa on Rühentisch remgekrochen, aber dar Schuh war on blies' wag. „Nu du schiener lieber Gott“, heilet es Rosel, „ich kah doch net in de Hausstafsch'n in dr Kirch gieh. Ihr Mah wußt aber aa län Rot, denn wu nimmt mer denn off asu en klän Därfl fix e paar neie Schuh' har. Off amol machet es Rosel en Quilerts, deß ihr Mah dacht, es hätt'n enna Wesp gestochen. „Ich wäß, wu mei Schuh is,“ schrie sa, „dar is noch drunten in Underdorf, bein Schuster, ich hatt'n ja am Freitag nogeschickt, weil ar ausgetrennt war an dr Seit.“

Nu wur aber aa dr Paul fuchtig: „Du alta, grußa Gans“, schrie'r sei Fraa a, „worum hasta dä nett eher dragedacht; wu lang de Rutsch' en Barg rausgefahrn kemmt!“ Do saht's Rosel ganz treifarzig: „Mah, dos hat ich ganz orgass'n, fahr' nár geschwind mit'n Motorrod nunter zun Schuster; de Rutsch' muß ahm aweng warten: Dr Paul besinnet sich nett lang, rennet naus in dr Holzschupp on zug sei Benzinpfar raus. Akurbeln on fortrasseln war ans. De Leit', die en Paul begegnetn, sei geleich nei 'n Stroßenrand getraten, esu kam ar gebrauscht. Die dachten nett andersch, deß es Marienbarger Dreieckrenna wár nooch dr Rittersgrü' verlegt wurn. Wie 'r bein Schuster sön Haus ball dra war, schreit er schie, wos 'r tunnt: „Brängt nár amol meiner Alten ihrn Schuh raus!“ En Schuster sei Fraa, de Bies, wußt geleich, wos lus war. Während dr Paul sei Maschine emfehret, hat sa aa schie dan Ugelidschuh an dr Ventstang nagebunden on dr Paul war em dr Kuro' nem. Drham war schie alles raffertig. De zwee Kinner hattn sich zun Rutscher offn Bock naufgericht, ons Rosel stand onner dr Haustür mit ä Schuh on ä Strump. „Nu weil nár dar Ugelidsstafsch'n do is“, saht's Rosel. Onnerwags hot se's ihrn Mah agefaht, sei off

dar Kindtasel ja nisch't von dar Schuhgeschicht' zu drzehln, denn dos wár wieder a Frassen fürn Alwin. Aber wie's nu immer esu is, de Kinner künne ihr Maul nett halt'n on hattens dan Alwin sän Kinnern drzehln, warum se a weng spet komma wärn; on wie de Bevattern en bester Launa warn, saht dr Alwin mol su nambei: „Wie wär's denn, Bevatter Rosel, wenn ich wieder amol in dr Obererzgebirgischen Zeitung a Geschichtel neisegen ließ vorwagn dan Schuh.“ Es Rosel, dos gerod wern Aff'n war, drwischet en Löffel vull Senf on schmierets en Alwin nei dr Gusch. „Su,“ saht ja: „du alta Lusgusch, nu kasta dos aa mit neisegen losen!“ Johann Günther, Unter-Rittersgrün.

's Beständnis!

(Nachdruck verboten.)

De Del-Christ' hatt siech fix bedacht un dr Grufmutter enn Besoch¹⁾ gemacht, aa 's Karlchen hot se mietgenomme — dan sollt' de Waldluft nacht bekumme. 's Watter dos war aa ganz schie, drüm ging de Bock' halt nacht fix hie.

's Christel mußt' nu wieder fort, ober ihrn Gung ließe noch dort. Un, wie dos alle Mütterch machen, saht se: „Mach' sei ká dumme Sachen! Bleib nár gesund, un war' nacht stark! Folgste, gab'ch dr asugar — — ene Markt!“

Zerleht wur' ne de Hand noch gabn, un mit dr Bahn ging's wieder ham. Doch wärze Toq warn kaum vergange hot's bei'r ze fispeln²⁾ ahgefange. Se sooch zeitweil' bal' wie of Ruhln un dentt: „Willst doch den'n Gung nu hult!“

Bal sooch se of dr Eisenbah'. Punkt zahne warsch — do kam se ah. De Grufmutter tot lang schu lauern, mei Gung ober dar tot's bedauern; dä, 's Blaatl hatt sich nu gewend't, U'wart³⁾ un Lust krieget a End.

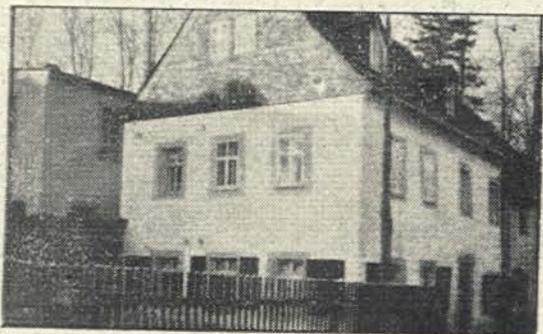
Wie de Christ' war mit ihrn Gung allaa, mußt' dar ihr in de Wagn nei sah'. „Horch,“ saht se, „hasta dä folgen larne? De Markt is do — 'ch gáb derfche garne!... Wie is? Tu dir'sch fix überlegn — — Oder soll ich de Grufmutter erscht fregn?“

Mei Gung fung ah, siech umzesah', dä sei Gewissen war net ra', drüm kam'r e bißl nei ins Sinne', de Bad' wur rut — fung ah ze brinne. „Nuja,“ saht'r su bei-der'nabn,⁴⁾ „z wä Reigrosch kaste mir schu gabn!“

Bernh. Brückner, Leipzig.

¹⁾ Besuch; ²⁾ fiebern, ängstigen; ³⁾ Unart, Ungezogenheit; ⁴⁾ nebenbei.

100 Jahre Bauklempterei Paul Schneider in Schleifau



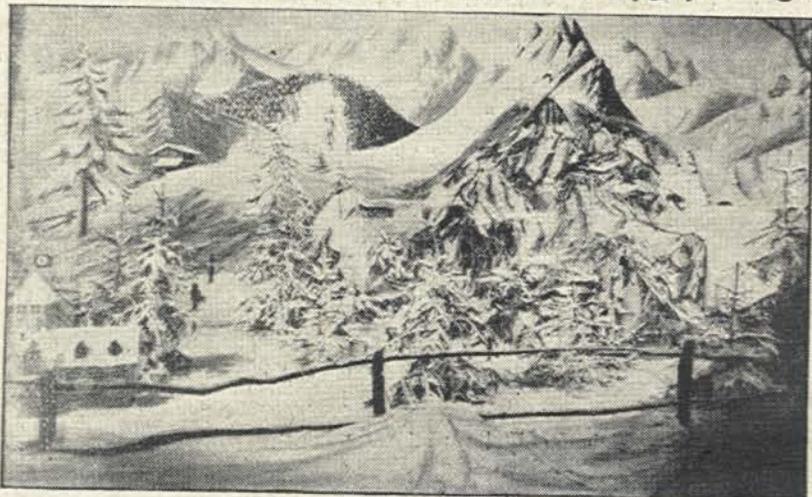
Das alte Geschäftshaus in der Teichgasse

Auf ein 100jähriges Bestehen konnte die Fa. Paul Schneider, Bauklempterei, zurückblicken. Die Inhaber der Fa. haben es verstanden, das Geschäft aus kleinsten Anfängen heraus zu einer beachtlichen Höhe zu führen. Das erste Geschäftshaus der Fa. befand sich in der Teichgasse und wurde 1836 von dem aus Elsterlein kommenden Flaschnermeister Friedrich Wilhelm Schneider erworben.



Die jetzige Bauklempterei Paul Schneider, Schleifau

25 Jahre Krippenverein in Cranzahl — Jubiläums-Ausstellung im Turnerheim



Weihnachtsdekoration: „Alpendekoration“ im „Turnerheim“ Cranzahl. Erbaut von Mitgliedern des Vereins im Gastzimmer

der Cranzahler gilt es, einmal durch den Besuch der Jubiläums-Ausstellung zu würdigen, und deshalb laden wir auch hier an dieser Stelle zum Besuch dieser Ausstellung ein. Ueberall im Erzgebirge werden weihnachtliche Ausstellungen jetzt veranstaltet. — Noch lange nach Weihnachten weihnachtet es noch immer in unserem Erzgebirge. Ja, jetzt erst, nachdem man zu Hauße die Krippen und Moosberge abzubauen beginnt, ist jetzt die richtige Zeit, die Heimatkunst einmal einer großen Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Zum Christfest selbst will ja niemand seinen Weihnachtsberg, seine Pyramide usw. entbehren. Jetzt aber sind unsere Erzgebirgler bereit, jetzt stellen sie gern zur Schau, woran sie selbst sich mit ihren Familien im trauten Weihnachtszimmer des Erzgebirges erfreut haben. Deshalb kommt unsere Einladung heute also auch noch zu recht. Auf, zur Jubiläums-Krippen-Schau in Cranzahl! Dem Jubelverein aber gilt unser herzlichstes Glückwunsch! zu weiterem fröhlichen Schaffen.

In der Zeit vom 17. bis 24. Januar findet im Turnerheim Cranzahl eine große Jubiläums-Ausstellung statt, da sich jetzt in diesem Monat Januar ein Vierteljahrhundert vollendet, daß sich Cranzahler Schnitzer und Heimatfreunde zusammenfanden, innerhalb einer Vereinigung sich der Pflege echter erzgebirgischer Schnitz- und Baslerkunst zu widmen. Die Jubiläums-Schau legt Zeugnis ab von dem überaus fleißigen Wirken und Schaffen des Vereins, und kein anderer als unser Kreisleiter Vogelsang, dem ja eben die Pflege erzgebirgischer Heimatkunst allezeit besonders am Herzen liegt, hat für diese Ausstellung die Schirmherrschaft übernommen. Wir finden auf der Ausstellung Weihnachtsberge, welche zum Teil aus vorigen Jahrhunderten stammen, finden aber auch Krippen aus neuerer Zeit, die eben beweisen, wie in der Gegenwart die Schnitzkunst vorangeht. Fast jede Woche sitzen die Cranzahler Schnitzer und Basler zusammen, um mit vereinter Kraft zu schaffen. Diese Feierabend- und Volkskunst



Die Rettung der Bergsteiger an der Wahnmann-Ostwand

Die Spitze der Bergwachts-Expedition, die die Geketteten auf dem Bergschlitten mitführt, nähert sich der Wimbachbrücke, wo bereits Sanitätsautos zum Weitertransport nach München warten. (Schirner, R.)